

Lydia
Schmölzl

Ein
guter Plan
ist die
halbe
Liebe

ROMAN



ulstein



LYDIA SCHMÖLZL, geboren 1989 in Hamm, hat Medienwissenschaften und English Studies in Bonn und New York studiert. Ihre Geschichten sind mitten aus dem Leben gegriffen und zeichnen sich durch viel Humor, Romantik und Fernweh aus. Nur rosarotes Chichi sucht man vergeblich. Heute ist Lydia Schmözl Inhaberin einer Kommunikationsagentur und lebt mit zu vielen Schuhen und stets zu wenigen Büchern in Köln. Die Autorin ist auch auf Instagram und TikTok unter @lydia_schmoelzl_autorin.

Von der Autorin sind in unserem Hause erschienen:

Was nicht war, kann ja noch werden

When the stars align

Ein guter Plan ist die halbe Miete

Lydia
Schmölzl

Ein
guter Plan
ist die
halbe
Liebe

Roman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:

www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger
Waldwirtschaft und anderen
kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage November 2023

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2023

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data Mining

im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Umschlaggestaltung: Favoritbuero, München

Titelabbildung: Illustration © Silke Schmidt,

Hintergrund © Alicia Bock / Stocksy

Gesetzt aus der Albertina powered by pepyrus

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-548-06826-8

Für alle, die Pläne schmieden und lieben – und besonders für die, die sie durcheinanderbringen.

Und für Lea und Nadja. Geht immer euren individuellen Weg. Auch – gerade –, wenn er wild wird.



Hat schon mal jemand darüber nachgedacht, dass »verlieben« allein der Wortbedeutung nach etwas Beschissenes ist? Ich meine, wo reiht sich das Wort denn ein? Ver-irren, ver-abscheuen, vergessen. Was jetzt, wo ich es mir genauer überlege, auch ziemlich genau die drei Stadien sind, die eine Beziehung für gewöhnlich durchläuft. Nur nicht die meiner Schwester. Die ist bei Ver-stand ver-loren stehen geblieben.

Seit einer Minute starre ich die Nachricht an, die mich vorhin über WhatsApp erreicht hat: *Wir sind zurück*. Darunter eine Brigade von Emojis, die den Text begleiten wie ein Reizhusten, der sich noch flugs an den saisonalen Schnupfen gehängt hat. Nicht die normalen Emojis. Der Winkende oder der mit dem Partyhütchen. Oder der, den ich am liebsten verwende, weil Leid und Freud so nah beieinanderliegen: der, dessen Kopf explodiert, aber dabei anscheinend einen Konfettiregen ausspeit.

Nein. Meine Schwester nutzt den Familien-Emoji. Ein Stilmit-tel und ein Seitenhieb für mich. Nur falls ich mich gefragt habe, wen sie mit »wir« meinen könnte. Dabei liegt das auf der Hand. Sie wird sicher nicht von ihrem Vaginalpilz sprechen – ein Problem, mit dem ich mich gerade befasse. Nein, meine Schwester hat vor sechs Jahren ihre Beziehung zu Moritz aufgenommen und dafür das Personalpronomen Singular abgegeben. Fairer Tausch, sagen die einen. Ich würde noch einen Blick in die AGB werfen, sage ich.

»Wir«, das sind also ganz eindeutig meine Schwester Valeria,

ihr (mittlerweile) Mann Moritz und ihre gemeinsame Tochter Fiona.

Ich trommle mit den Fingernägeln auf der Schreibtischplatte herum und merke, wie sich meine Hand in ihrem eigenen Rhythmus klappernd Richtung Schublade bewegt. Vier kleine Soldatinnen in einstudierter Choreografie auf dem Weg zum Staatsputsch. Da muss noch irgendwo eine Schachtel Pralinés sein. Das durchdachte, ausgefallene Geschenk meines Chefs zu meinem Geburtstag vor zwei Wochen. So ist das eben, wenn man normalerweise selbst für die Geburtstagspräsente in der Firma zuständig ist. Und ich bin eine gute Schenkerin. Eine viel bessere Schenkerin, als ich eine Beschenkte bin. In den letzten sieben Jahren meiner Karriere als Personalchefin bei der Grohhans Bauunternehmung habe ich zum Beispiel ausgewählte Zeitschriften-Abos verschenkt, natürlich fein abgestimmt auf die persönlichen Vorlieben der oder des Beschenkten. Wohlüberlegte Konzert- oder Sportveranstaltungs-karten oder medizinische Heilmittel in Form von schonend gerösteten Kaffeebohnen, die unverständlicherweise noch auf die Kasenzulassung warten.

Mir wird ganz warm ums Herz, wenn ich sehe, dass ich mit einer Idee ins Schwarze getroffen habe, wenn die Augen meines Gegenübers aufleuchten, wenn sie dieses schnalzende Geräusch mit der Zunge machen, das so viel mehr aussagt, als Worte es könnten: *Ach Mensch, das wäre doch nicht nötig gewesen, aber jetzt, wo ich es in den Händen halte, weiß ich, wie nötig es eben doch war. Und wie kann es eigentlich sein, dass meine Arbeitsfamilie mich besser kennt als meine eigene, die mir mal wieder einen Jochen-Schweizer-Gutschein in die Geburtstagskarte gesteckt hat, der jetzt zwei Jahre verstauben und dann den Rest meines Lebens verfallen sein wird.* Direkt darauf folgt dann ein überraschter und, zugegeben, manchmal auch etwas erschrockener Blick in meine Richtung, dem ich ausnahmslos mit einer hochgezoge-

nen Augenbraue und einem verschmitzt-verschwörerischen Lächeln begegne. Ja, ich kenne dich, sagt dieses Lächeln, ich weiß, wie du tickst und was du dir wünschst – und ich würde nie im Leben einen Jochen-Schweizer-Gutschein verschenken. Es sei denn, du *bist* Jochen Schweizer. Das würde unter »Selbst schuld« fallen.

Meine Finger schließen sich um den kühlen Metallgriff, ziehen die Schublade auf, fegen den Tacker und die Papierblätter beiseite, die ich mir als natürliche Barriere dorthin gebaut hatte. Ah, da ist sie ja. Ich stoße den Deckel auf, meine Finger suchen und finden die Schokolade und schieben sie gierig in meinen Mund. Die kleinen Saboteure. Eigentlich nasche ich nicht. Es sei denn, ich habe es so geplant. Und dann hätte ich mir vorhin auf dem Weg zur Arbeit eine Schachtel Macarons beim Bäcker geholt. Aber Naschen stand heute nicht auf der To-do-Liste, schon gar nicht *diese* Art von Naschen. Ich schmatze! Wieso schmatze ich denn?! Die Schokolade ist nicht einmal lecker. Erstens ist es Zartbitter. Und zweitens schmeckt sie ... staubig. Falsch. Ist vermutlich in den letzten zwei Wochen ihres Zwangsarrests in meiner Schreibtischschublade einmal zu einem Klumpen geschmolzen und in neuer, abstrakter Form wieder erstarrt. Genau weiß ich es nicht, denn meine Augen sind immer noch auf das Handydisplay fixiert. Manisch versenken meine Finger Praliné um Praliné in meinem Mund, als wäre er ein Basketballkorb und meine Hand würde um die Aufnahme in die NBA kämpfen.

Wir sind zurück.

Seit wann? Und warum? Und ... was jetzt? Vielleicht muss Valeria mal ihren Erste-Hilfe-Kurs auffrischen, denn in meiner Brust fühlt es sich definitiv gerade an, als bräuchte ich ärztlichen Beistand.

Und die einzige W-Frage, die sie erfolgreich beantwortet hat, ist die nach dem *Wer*.

Noch ein Praliné und dann ...

»Ähm, Frau Winter?«

Vor Schreck fällt mir die Schokolade aus der Hand. Ganz langsam, Millimeter für Millimeter, hebe ich den Blick. Als würde ich ernsthaft glauben, dass mir in den zwei Sekunden, die ich dadurch gewinne, noch eine harmlose Erklärung für mein Verhalten einfällt.

»Soll ich vielleicht später wiederkommen?«

Die neue Kollegin, die diesen Monat als Fachplanerin bei uns anfängt, sitzt mir gegenüber auf der anderen Seite meines ausladenden Schreibtisches und lächelt mich nervös an. So wie sie da schon vor der Nachricht gesessen hat, die mein Gedächtnis, meine Selbstbeherrschung und meine guten Manieren anscheinend kurzzeitig ausradiert hat. Mist! Immer wieder wandert ihr Blick zu meiner Hand, an der ich zu meinem Entsetzen geschmolzene Schokolade entdecke. Mit einem entschuldigenden Lächeln, zuckersüßer als die verdammten Tankstellen-Pralinen, greife ich erneut in die Schublade und ziehe ein Feuchttuch aus seiner Verpackung.

»Nein, das ist nicht nötig«, sage ich und räuspere mich schnell, als ich merke, dass nicht nur meine Finger, sondern auch meine Stimmbänder mit Schokolade überzogen sind. »Ich finde es übrigens wesentlich einfacher, sich zu duzen, wenn das für dich okay ist? Ich bin Roxy.«

Unauffällig lasse ich das Feuchttuch im Papierkorb unter meinem Schreibtisch verschwinden und wende meine Aufmerksamkeit der Frau vor mir zu. Es ist immer spannend, die Reaktion auf diese Aussage zu beobachten. Wird sie sich über das erste Angebot der Annäherung freuen? Verschüchtert reagieren? Es eigent-

lich nicht annehmen wollen, sich aber dazu genötigt sehen, da ich schätzungsweise knapp zehn Jahre älter bin?

Mit fünfunddreißig sitzt man vielleicht nicht zwischen den Stühlen, aber definitiv zwischen den Verhaltensweisen. Wenn man Glück hat. Manchmal sitzt man auch einfach etwas aus. Man versteht die älteren Menschen nicht und fühlt sich ihnen gegenüber rebellisch. Jedes Mal, wenn ich eine Lesebrille sehe, möchte ich mir die Haare an einer Kopfseite abrasieren und Green Day aufdrehen. Aber die Jungen versteht man auch nicht mehr. Man könnte annehmen, die Generation nach uns siezt noch weniger gerne als wir. Dass sie dieses Relikt aus totalitäreren Zeiten am liebsten abstreifen würde, wie einen Bügel-BH, der ja in ähnlicher Weise Form verspricht, aber Unbequemlichkeit liefert. Nur manchmal habe ich das Gefühl, dass sie fast peinlich berührt sind, wenn ich es anbiete. Als würden sie mich dafür belächeln, dass ich mich in einer Position sehe, sie zu duzen, obwohl ich doch so offensichtlich viel älter bin. Als würde ich direkt im nächsten Satz vorschlagen, zur nächsten Demo mitzukommen oder gemeinsam *Fortnite* zu zocken. Die Reaktion auf diese Frage sagt viel über die Person, die sie beantwortet. Und genau deswegen stelle ich sie. Jedes Mal.

»Ja, gerne, wie Sie wollen.«

Ich ziehe eine Augenbraue hoch und schmunzele sie abwartend an.

»Äh, wie *du* willst. Ich bin Nadine.«

Ihr Lächeln lehnt sich kurz von »nervös« zu »verlegen«, kippt aber schlussendlich zu »erleichtert«, als mein Schmunzeln noch etwas breiter wird. Gutes Selbstbewusstsein, offene Persönlichkeit. Dann war also wirklich nur mein irres Verhalten schuld an ihrer Aufregung. Fantastisch.

»Schlechte Nachrichten?«, fragt Nadine, während ich auf meinem Tablet die entsprechenden Dokumente zu Arbeits- und Da-

tensicherheit, Schlüsselkarten und Leihvereinbarungen zum technischen Equipment zur Unterschrift für sie aufrufe.

»Hm?«, frage ich.

»Dein Handy«, antwortet sie und deutet auf das schwarze Rechteck vor mir. Ich folge ihrer Kopfbewegung mit meinem Blick und bleibe zwischendurch an dem Praliné hängen, das mir vorhin aus der Hand gefallen ist. Auf einer Skala von 1 bis 10, wie verzweifelt würde ich wirken, wenn ich mir das jetzt noch in den Mund schöbe? Eher »Letzte Runde in der Bar, wenn der neue Designer-Cocktail gerade erst so richtig zu schmecken beginnt« oder doch schon »Mutter von vier Kindern auf Parkplatzsuche in der Kölner Innenstadt, während Ninjago aus den Boxen dröhnt und ein Kind dem anderen die Haare ausreißt«?

Ich atme tief durch und ziehe die Schultern hoch. »Nicht wirklich schlecht. Nur ... un ...«

»Un ...?«, fragt Nadine, während ich das Tablet umdrehe und zu ihr schiebe. Das nervöse Zucken um ihre Augen kehrt zurück.

»Ja, un ...« Ich lasse die Schultern wieder sinken. »Unbequem, unerwartet, unglaublich. Un- hat eine ähnliche Wirkung wie ver-. Vorsilben können Leben aus der Bahn werfen.«

Nadines Lächeln wirkt bemüht. Während sie ihre Unterschrift unter die Dokumente setzt, sind meine Gedanken wieder bei meiner Schwester. Es ist schwer, einen Streit, der von Angesicht zu Angesicht begonnen hat, auf digitalem Wege zu beenden. Genauso schwer ist es, einen solchen Streit digital aufrechtzuerhalten. Das tut man einfach nicht. Wenn die Schwester Karriere und Existenzgrundlage aufgibt, um ihrem Mann nach fucking Chicago zu folgen und Kinder zu bekommen, dann rastet man einmal kurz aus und packt das danach in eine Box mit der Aufschrift: »Irgendwann hole ich das wieder hervor und erwähne dann, dass ich kein Mensch bin, der anderen sagt, ich habe es dir ja gesagt.« Diese Box

verstaut man ganz hinten, noch hinter den Tupperdosen ohne passenden Deckel, dem Sandwichtoaster, der seit 2009 kein Tageslicht mehr gesehen hat, und diesem einen Schlüssel, den man von Wohnung zu Wohnung schleppt, ohne zu wissen, welches Schloss er öffnet.

Deswegen liegen hinter uns drei Jahre voller bemühter Textnachrichten, aufgesetzter Zoom-Calls und heruntergeschluckter Verletzungen. Valeria und ich befinden uns im Limbus – der Vorhölle –, seit sie mir gesagt hat, dass »Moritz ja genug verdient und sie sich ein gemeinsames Leben aufbauen«. Nur eben in Chicago. Weit weg. Von mir. Und ihrem Job.

In meinem Magen muss sich inzwischen ein ganzer Berg von Fragen angesammelt haben, die ich nicht stellen kann, und Antworten, die ich nicht geben darf. Kein Wunder, dass ich mittlerweile so meine Probleme mit Laktose habe. Da unten ist schon zu viel Müll, der verdaut werden muss.

Wie bei der Laktose auch war es bisher einfacher, das beiseitezuschieben. Einfach nicht dran denken. Den Konsum etwas runterfahren und nur dann innerlich explodieren, wenn mal wieder ein Telefonat abrupt beendet wurde – oder die Hafermilch aus war. Aber jetzt ist es an der Zeit, die Box hervorzukramen, von Staub und Zurückhaltung zu befreien und endlich das zu tun, wozu mich die Gesellschaft und Evolution bestimmt haben. Meine kleine Schwester zu beschützen.

Zum Glück ist Nadine noch ganz auf das Tablet fokussiert. Denn das letzte Wort, das Valeria mir damals an den Kopf geworfen hat, lässt mich schon in der Erinnerung daran gequält den Mund verziehen: bitter. Ein Scheißwort, egal, mit welcher Vorsilbe. Erbittert, verbittert, selbst zartbitter – genauso scheiße wie die entsprechenden Pralinen.

Der Feierabend kommt und geht. Lange, nachdem er gegangen ist, und mit ihm ein Großteil der Belegschaft, schaut sein schusseliger Cousin vorbei: *mein* Feierabend. Nie pünktlich, immer etwas abgehetzt, meistens ohne Bargeld für die Drinks.

Ich schmeiße mir meinen schwarzen Poncho über und öffne die Selfie-Cam auf dem Handy, um meinen Lippenstift zu überprüfen. Rot und makellos schmiegt er sich an meinen Amorbogen, den ich schon immer als eins meiner besten Features betrachtet habe. Nicht mehr ganz so makellos rot sind die wilden Locken, die mein Gesicht umrahmen. Oder sie wären es nicht, wenn ich nicht regelmäßig nachhelfen würde. Es ist eine Frechheit, dass sich ab Überschreiten der dreißig nicht nur die Farbe langsam aus dem Haupthaar verzieht, nein, die Geschmeidigkeit geht direkt mit auf Pilgerreise. Ich weiß nicht, warum, aber graue Haare haben die Struktur von Wickeldraht. Als würden sie sich aus dem Rest der Masse hervorkämpfen, um der Trägerin, also mir, ihre Ankunft auf dem Schopf gebührend zu verkünden. Wenn ich gewollt hätte, hätte ich die neue Lichterkette auf meiner Terrasse einfach mit ein paar Haaren am Geländer befestigen können.

Heute sieht aber alles gut aus. Ein Wunder eigentlich. Ich habe erwartet, dass nach Valerias Nachricht mindestens fünfzehn Haare in einer Protestaktion Farbe und Glanz von sich werfen.

Mit einem letzten Blick aus einem anderen Winkel sperre ich das Display und schnappe mir die Pralinenschachtel inklusive des abtrünnigen Vertreters auf der Schreibtischplatte, der einen ekli-

gen dunkelbraunen Fleck auf dem laminierten Holz hinterlässt. Genervt zücke ich ein weiteres Feuchttuch und wische die Platte ab. Warum sehen Schokoladenflecken nie aus wie Schokoladenflecken, sondern immer wie ... etwas anderes?! Wenigstens war es nur mein weißer Tisch und nicht meine weiße Jeans. Dann schalte ich das Licht aus und trete aus meinem Büro in den dunklen Flur. Der Kurzflorteppich schluckt das Geräusch meiner Absätze.

Es ist Anfang September, und um sieben Uhr abends wird es bereits dämmrig. Ich mag es nicht, wenn die Leute sagen, dass die Tage kürzer werden. Werden sie ja nicht. Es ist nicht so, dass der böse Herbst mit einer Stichsäge vorbeikommt und hinten etwas abschneidet. Sie werden nur dunkler. Zumindest draußen. Und schaffen damit Raum für mehr Licht und Gemütlichkeit drinnen. Ich habe den Herbst schon immer geliebt, obwohl mein Nachname mich ja eher für die vierte Jahreszeit prädestiniert. Aber die Mystik einer Wiese im Morgennebel, braune Ankleboots und – natürlich – Pumpkin Spice Fucking Everything, da geht nichts drüber. Vor allem ist es dieses Gefühl, etwas erfolgreich auskosten und abgeschlossen zu haben. Im Winter wartet man auf den Frühling, im Frühling auf den Sommer, im Sommer geht es darum, das Leben auszuquetschen und zu genießen, als könne es demnächst aus der Mode kommen. Aber im Herbst, im Herbst kann man sich genüsslich in dem Gefühl suhlen, dass es jetzt erst einmal geschafft ist. Dass man in aller Seelenruhe allein und für sich sein kann und niemand einen vermisst, weil ja alle so geschafft und wahnsinnig erfüllt und glücklich vom Sommer sind. Niemand kommt im Oktober auf die Idee, spontan mit Freunden nach Ibiza zu reisen oder sich für einen Hot-Yoga-Kurs anzumelden. Für solche Scherze haben wir den Juni.

Es gibt nur wenige Dinge, die ich aus dem Sommer in den Herbst mitnehmen möchte. Braun werde ich sowieso nicht, und

ich habe bereits vor langer Zeit verstanden, dass es besser ist, diesen Zustand nicht künstlich herbeizuführen. Ich mag die Zeit der Kürbisse, ich will nicht aussehen wie einer. Auch gewisse Drinks bleiben besser innerhalb der Grenzen ihrer eigenen Jahreszeit. Aperol Spritz? Eine Wohltat an der Strandbar, im Herbst irgendwie zu süß und zu bitter gleichzeitig. Ich presse die Augenlider zusammen. Da ist es wieder, dieses Wort. Bitter.

Als ich an der Kaffeeküche vorbeikomme, biege ich ab und lege die Pralinés auf die Arbeitsplatte. Das universelle Zeichen dafür, dass sie ab jetzt Freiwild sind.

Was hat es zu bedeuten, dass Val zurück ist? Ich kann nichts dagegen tun, dass mir eine Stimme in meinem Inneren zuflüstert, dass ich recht hatte. Und dass diese Rückkehr der Beweis dafür ist.

Später. Damit befasse ich mich später. Denn in diesem Jahr gibt es eine Ausnahme. Etwas, das ich gerne aus dem Sommer in den Herbst mitnehmen würde, größtenteils, weil ich im Sommer nicht dazu gekommen bin, es vernünftig und umfassend zu genießen. Nein, die Rede ist nicht von meinem Bikini, obwohl Kosten und Nutzen jedes Jahr weiter auseinanderklaffen. Früher hatte ich einen für zehn Euro von H&M und habe förmlich am See gewohnt. Jetzt habe ich einen für hundertfünfzig Euro von Lascana und schaffe es mit Mühe und Not an drei Samstagen, wenn ich das zwei Wochen vorher geplant habe. Meistens regnet es dann.

Nein, das, was ich mitnehmen will, verbirgt sich im Lichtschein, der weiter hinten aus einem der Büros dringt. Das war das Erste, was mir an ihm aufgefallen ist. Seine Arbeitsmoral, die sogar meine fast in den Schatten stellt. Direkt gefolgt von seinen grauen Augen. Graue Haare? Unnötig! Graue Augen? Ein Geschenk der Götter. Wie wäre es, wenn statt der Haare mit dreißig einfach flächendeckend die Augen grau würden? Damit hätte ich wesentlich weniger Probleme.

Mit einem vorfreudigen Lächeln auf den Lippen, das sich dort sogar noch besser anfühlt als perfekter Lippenstift, gehe ich den Flur hinunter. Zeit, mich von meinen Gedanken abzulenken.

»Man könnte meinen, du hättest kein Privatleben.« Süffisant grinsend, lehne ich mich an den Türrahmen und beobachte mit köstlicher Genugtuung, wie sich zuerst Dorian van Doornicks Lippen heben. Dann, als hätte jemand einen Haken in seinen Mundwinkel geklemmt und würde daran ziehen, folgt sein gesamter Kopf, bis er mich direkt ansieht.

»Wer im Glashaus sitzt ...«, sagt er lapidar, streckt die Arme über den Kopf und dehnt seinen Nacken erst in die eine, dann in die andere Richtung.

» ... sollte für die anderen eine gute Show abliefern«, vollende ich seinen Satz und gehe auf die kleine Sitzecke in der Büroecke zu. Ohne ihn aus den Augen zu lassen, nehme ich auf einem der stoffbezogenen Sessel mit halbhoher Rückenlehne Platz und schlage die Beine übereinander.

»Welche Art der Show schwebt dir vor?« Dorian steht auf und kommt um seinen Schreibtisch herum, um sich mit verschränkten Armen rücklings daraufzusetzen.

»Hmm, ich weiß nicht so genau«, sage ich gedehnt und tue, als müsse ich angestrengt überlegen. »Kartentricks?«

Dorian schnauft belustigt. »Ich würde dir ganz gerne mal in die Karten schauen.«

Er sagt es auf genau die Art und Weise, die ich so anziehend finde. So, dass ich nicht genau weiß, ob er es anzüglich oder wortwörtlich meint. Ich kann ihn nicht lesen. Er ist kein offenes Buch wie so viele andere, sondern das Voynich-Manuskript. Hier, vor meinen Augen, und doch ein Rätsel. Genau das macht ihn interessant. Er ist eine Herausforderung. Das war das Einzige an ihm, das mir sofort klar war, als er Anfang Juli bei Grohhans anfang. Und

dass ich sie annehmen würde, wie ich jede Herausforderung annehme. Er ist Single (oder zumindest nicht verheiratet, ledig nennt man das, wenn man über fünfundsechzig ist oder in der Personalabteilung arbeitet), achtunddreißig Jahre alt, kommt gebürtig aus Niedersachsen, die Eltern beide Akademiker, der Vater anerkannter Architekt, so wie sein Sohn vermutlich hofft, mal einer zu werden. Auch das weiß ich nicht genau. Es verschafft mir natürlich einen enormen Vorteil, dass ich Einblicke in die Personalakten habe, sie genau genommen selbst anlege, aber eigentlich brauche ich diesen Wissensvorschuss nie, weil ich gut beobachten kann. Bei ihm brauche ich ihn nicht, weil er mir überhaupt nicht hilft. Obwohl ich den Mann dahinter lieber beobachte als alle anderen in diesem Büro zusammen.

Unsere kleinen Flirts haben sich schnell entwickelt. Natürlich. Mühelos. Die Mühe kam erst später. Nämlich, als ich beschloss, dass ich den warmen Worten gerne heiße Taten folgen lassen würde. Und Dorian ... wie immer weiß ich es nicht. Er scheint nicht abgeneigt, aber er hat sich mir auch nicht zugeneigt. Es ist wie ein langsamer Tanz – und ich hasse Walzer. Ich will Samba.

»Du willst also meine Kartensammlung sehen?«, antworte ich mit einer Frage, die ebenso rhetorisch wie peinlich ist. In Gedanken krümme ich mich angesichts meines lauwarmen Scherzes, der bereits vor zwanzig Jahren aus dem Mund eines jeden Hans-Dieters unangenehm war und sicherlich nicht besser wird, nur weil er jetzt von einer Frau kommt. Neben meinen körperlichen Bedürfnissen habe ich einen Job zu erfüllen. Einen Job als Personalchefin, Herrgott! Wieso kann ich mich in Gegenwart von Dorian van Door-nick nicht zusammenreißen? Wenn er mir nicht bald entgegenkommt, fange ich noch an, ihn »Schätzchen« zu nennen und im Büro Zigarre zu rauchen.

»Ich weiß nicht, ist sie denn sehenswert?«, fragt er mit hoch-

gezogener Augenbraue und legt den Kopf schief. Sein Blick bleibt fest mit meinem verankert. Er lässt ihn nicht nach unten schweifen, so wie viele andere Männer es jetzt getan hätten, um zu verdeutlichen, was genau sie hier als *sehenswert* beurteilen wollen. Das rechne ich ihm hoch an.

»Tja, das sind die Fragen, die uns nachts den Schlaf rauben, oder?«, frage ich neckend.

»Ich raube dir den Schlaf, Winter?« Das Lächeln, das um seine Mundwinkel spielt, wird ein wenig breiter und löst ein seltsames Prickeln in mir aus. Eine Mischung aus Abenteuerhunger und ... Warnglocken. Er ist zu schön. Zu selbstbewusst. Zu fucking sexy.

Von einer Sekunde auf die andere verliere ich die Lust. Nicht die grundsätzliche, sondern die spezielle an diesem Moment und diesem Flirt, hier und jetzt. Die Erinnerungen an die Worte meiner Schwester schieben sich wieder in meine Gedanken: *Wir sind zurück ... Du bist so verdammt bitter. Einsam und bitter!*

Abrupt stehe ich auf und merke erst jetzt, wie nah mich diese Bewegung seinem Körper bringt. Meine Nasenhärchen vibrieren, als sein Duft sie streift. Eine leise Ahnung seines minzigen Parfüms, das im Laufe des Tages verblasst ist, und darunter der etwas herbere Geruch seiner Haut.

»Ich werde es gleich mal ausprobieren und berichten«, murmle ich, plötzlich ein wenig schwindelig. Vielleicht hat ein findiger Parfümeur dem Duft ja etwas Chloroform beigemischt.

»Also keine Pläne für heute Abend?«, hakt Dorian ein und macht gnädigerweise einen Schritt zur Seite. Sofort klärt sich mein Sicht- und Gedankenfeld.

»Doch. Ich muss dringend die Steuerunterlagen zusammensuchen«, sage ich und stolpere über die letzten Worte. Anscheinend läuft mein Gehirn doch noch nicht so störungsfrei wie gehofft. Obwohl ich das wirklich ernst meine. Ich finde das wichtig und

schön. Ich mag es, wenn die Dinge geordnet und unter Kontrolle sind. Es gibt mir ein wohliges, zufriedenes Gefühl. Was für andere ein guter Merlot und die neue Staffel *Emily in Paris* ist, ist für mich ein akkurat beschrifteter Leitz-Ordner. Nicht, dass ich Rotwein und *Emily in Paris* verschmähen würde. Aber irgendwas sagt mir, dass Dorian van Doornick weder Anlage N noch Netflix als befriedigende Abendgestaltung akzeptiert.

Zu meiner Überraschung nickt er mitfühlend. »Die Deadline nähert sich rasant. Sollte ich auch mal tun.«

Ich beiße mir auf die Lippe und nicke schwach. Kein Grund, ihm zu sagen, dass ich die Steuerunterlagen für *dieses* Jahr meine. Meiner Erfahrung nach haben Personen, die sich rechtzeitig um ihre Steuer kümmern, auf andere Menschen die gleiche Wirkung wie Serienkiller. Krankhaft faszinierend, aber nur, wenn es sich weit außerhalb des eigenen sozialen Umfelds abspielt.

Ich wende mich zur Tür und versuche, meine Coolness und meinen Charme wieder heraufzubeschwören. Das Bild von mir, das ich in den letzten Monaten sorgfältig vor ihm kultiviert habe. »Mach nicht mehr so lange. Arbeitszeitschutzverordnung und so weiter.«

Okay, ich gebe auf. Da ist heute nichts mehr zu holen. Die Nachricht von Valeria hat mich verflucht. Das war schon immer so. Je näher Valeria kam, je mehr sie *sie* war – völlig spontan, unüberlegt, sprunghaft –, desto mehr wurde ich *ich*. Steuererklärungen und Verordnungen.

»Kontrollierst du mich?«, fragt Dorian, und ich höre an dem provokanten Unterton in seiner Stimme, dass auch er einen letzten Versuch unternimmt, diesen Flirt zu retten, der auf halbem Weg in sich zusammengefallen ist wie ein Soufflé im Technoclub.

»Nur, wenn es nötig werden sollte«, antworte ich matt und

wahrheitsgetreu, mit den Gedanken bereits wieder halb bei meiner Schwester

»Interessant.«

Ich riskiere einen letzten Blick über die Schulter. Wie immer sehen seine grauen Augen mir hinterher, ohne zu blinzeln. Wie immer frage ich mich, ob ich mir an diesen stahlgrauen Augen irgendwann die Zähne ausbeißen werde oder ob meine Zahnzusatzversicherung hält, was sie verspricht: Wer zuletzt lacht ...

3



Wohlig seufzend streife ich die engen Stiefeletten und meinen Poncho ab und gehe die drei Schritte durch den breiten Flur. Mit geübten Handgriffen fahre ich an der Wand entlang und knipse die diversen kleinen und größeren Lampen an, bis mein kombinierter Wohn-Ess-Küchen-Bereich in fast festlichem Glanz vor mir liegt. Wenn meine Lippen *mein* bestes Feature sind, dann ist dieser Raum das beste der Wohnung. Vielleicht das Beste in ganz Köln. Der Amorbogen der Stadt. Wer braucht schon eine Kirche, deren Fassade lediglich aus Ruß und Gerüst besteht?

Die hohe Decke dieses Raums ist nicht nur um ihrer selbst willen hoch, sondern weil sich eine kleine Galerie an die Wände schmiegt, Heimat meiner Bücher, meines liebsten Lesesessels und Tor zu meinem heiligsten Refugium: meinem Schlafzimmer. An der Wendeltreppe, die nach oben führt, ist eine Lichterkette befestigt, die ihren samtigen Schimmer nicht nur an Weihnachten,

sondern ganzjährig verbreiten darf. Aber ganz besonders freue ich mich im Herbst darüber. Wenn sie zum ersten Mal seit Monaten wieder richtig zur Geltung kommt.

Diese Wohnung war ein Glücksgriff, den ich auch Jahre später noch nicht ganz fassen kann. Normalerweise spreche ich nicht gerne von »Glück«. Meiner Meinung nach negiert das gesamte Konzept von Glück und Unglück die harte Arbeit und Hingabe, die man in etwas stecken muss, damit es gut wird. Die Leute sagen: »Du hast wirklich so ein Glück, dass du so sportlich bist.« Mit Glück hat das wenig zu tun, wenn ich jeden Morgen um 5:30 Uhr aufstehe, um fünf Kilometer zu joggen. Das tue ich, um gesund zu bleiben. Um einen Ausgleich zu haben. Nicht, weil das Universum einen großen Eimer Sportlichkeit über mir ausgeschüttet hat. Ich bin nicht einmal besonders schnell. Und ich habe definitiv noch nie mein Glück getroffen, wenn ich im Nieselregen am Rhein entlanglaufe.

Aber bei dieser Wohnung kann ich wohl nicht leugnen, dass ein Quäntchen Glück dabei war. Als ich mich bei Grohhans bewarb, wohnte ich noch in Neuss. Krippe meiner verkorksten Familie. Nicht wirklich weit weg von Köln, aber doch ein bisschen zu weit, um jeden Morgen zu pendeln. Die Wohnung diente als Musterwohnung für das ganze Haus, in dem gerade die letzte Wohneinheit verkauft worden war. Alle mit Ausnahme der Musterwohnung, die mir mein Chef ursprünglich wohl nur gezeigt hatte, um zu demonstrieren, wie gut er in seinem Job ist. Das habe ich zum Anlass genommen, ihm zu zeigen, wie gut ich in meinem Job bin, und habe den zeitlich unbefristeten Mietvertrag zur Bedingung für meine Einstellung gemacht. Demnach ... ja, Glück, dass mein Chef sehr von sich überzeugt ist. Aber auch Hingabe und Einsatz, denn ich habe alles auf eine Karte gesetzt. Nie wieder gebe ich diese Wohnung her. Sie steht wie nichts anderes für den Moment, in

dem ich aufgehört habe, mich auf andere zu verlassen, und stattdessen an mich selbst geglaubt habe. Sie steht wie nichts anderes für mich.

»Honey, I am hooooome«, beginne ich meinen liebsten Teil des Abendrituals.

Prompt wird mein Satz mit einem Druck gegen mein Bein beantwortet. Sir Slowfox, mein riesiger grauer Maine-Coon-Kater, streicht mir zwischen den Beinen entlang und setzt sich dann mit vorwurfsvollem Blick und perfekt nebeneinander platzierten Pfoten vor mich.

»Ich weiß, ich bin mal wieder spät dran«, sage ich entschuldigend und gehe vor ihm in die Hocke. Eine Anstrengung, die er geflissentlich ignoriert. Ich schwöre, er zieht abwartend eine Augenbraue hoch. Meine Strafe für das verzögerte Abendessen wird also höher ausfallen. Dabei könnte ich gerade heute etwas Zuneigung gebrauchen. Manchmal wünschte ich, Slowfox wäre zur Hälfte Labrador.

»Okay, schon verstanden. Also kein Trockenfutter?«

Er legt den Kopf schief, und ich muss zugeben, ein Blick sagt wirklich mehr als tausend Worte. In diesem Fall: »Wenn du nicht willst, dass ich dir nachher überraschend die Krallen in die äußere Epidermis schlage, dann überlegst du dir ganz schnell was anderes.«

»Hühnchen?«, frage ich wenig hoffnungsvoll und versuche noch einmal, ihn mit einer Handbewegung zu mir zu locken. Sir Slowfox betrachtet meine Hand. Wieder sehe ich seinen Gedankengang: »Wenn sich deine Finger nicht unverzüglich in fünf Bockwürstchen verwandeln, gibt es da absolut nichts, was mich momentan reizt.«

»Alles klar.« Mit einem leisen Stöhnen richte ich mich wieder auf. »Dann eben Rind.« Ich zwinkere meinem Kater zu und gehe in

die Küche. Slowfox springt mit einem geschmeidigen Satz neben mich auf die Kochinsel und beobachtet jeden meiner Handgriffe, als wolle er sichergehen, dass ich ihn nicht schon wieder enttäusche und ihm statt der versprochenen Delikatesse eine TK-Pizza aus dem Netto serviere.

»Weißt du, du könntest ja auch mal das Abendessen vorbereiten. Wenn ich schon das Geld ranschaufe«, sage ich über die Schulter, während ich das Nassfutter aus der Verpackung in den Napf schaufle. Slowfox antwortet mit einem gleichgültigen Pfotenlecken.

»Oder den Müll runterbringen. Man muss nicht immer warten, bis die Eimer randvoll sind.«

Maunzen.

»Ich mache ja schon. Das Auge isst doch mit.« Liebevoll knipse ich ein Basilikumblatt aus einem der Kräutertöpfchen über der Spüle und garniere die undefinierbare braune Masse mit einem grünen Lichtblick.

»Bitte sehr, der Herr«, sage ich stolz und stelle den Napf an seine vorgesehene Stelle in der Hoffnung, dass mein Haustier folgt. Nicht *auf*, sondern *neben* der Arbeitsplatte. Sir Slowfox beschnuppert die dargebotenen Gaben skeptisch.

»Was denn? Hast du wieder etwas an meinen Kochkünsten auszusetzen?«

Mit einem vernichtenden Blick in meine Richtung haut er das Basilikum von seinem Thron und versenkt die Schnauze im Rest. Die Botschaft ist klar: »Salat nimmt meinem Essen das Essen weg.«

»Veganismus soll tatsächlich supergesund sein. Vielleicht können wir ja ein- oder zweimal die Woche auf tierische Produkte verzichten«, sage ich belehrend und überlege, ob das auch den Inhalt seines Katzenklos einschließen würde. Wäre ein angenehmer Nebeneffekt.

Slowfox blickt nicht einmal auf, so wenig gibt er auf meine Worte.

»Du warst auch mal interessierter an mir«, sage ich kopfschüttelnd, wohl wissend, dass das nicht stimmt.

Ich blinzle einmal, zweimal. Ich glaube, es ist höchste Zeit für menschliche Gesellschaft.

»Rotwein und Pasta an einem gewöhnlichen Donnerstag? Rox, wirst du etwa weich?« Grinsend drückt mir Max eine Weinflasche in die Hand, bevor er sich bückt, um seine Schuhe auszuziehen.

»Wenn das öfter vorkommt, vermutlich schon, ja«, antworte ich sachlich und denke an die Spaghetti, die gerade im Topf köcheln und gleich mit Pfeffer und laktosefreiem Käse zu einer fürchterlichen Großartigkeit namens »Pasta Cacio e Pepe« verschmelzen werden.

Den Plan mit der Steuer habe ich verworfen. Den Gedanken an Dorian, der direkt danach in meinem Kopf aufleuchtete, ebenfalls. Mit meiner Hefemanufaktur da unten wäre alles andere als ein Flirt gerade absolut nicht ratsam. Und selbst an der Front habe ich heute versagt. Außerdem muss ich noch Vorkehrungen treffen, bevor ich wieder einen Mann in mein Bett lassen kann. Ich rede hier nicht von den zwar nervigen, aber meist aus eigener Kraft zu bewältigenden Dingen wie Bettlaken wechseln und Haarentfernung, sondern von denen, für die man medizinisches Fachpersonal benötigt. Morgen habe ich endlich meinen Frauenarzttermin, um mir wieder eine Spirale einsetzen zu lassen. Ich gehe einfach gerne auf Nummer sicher. Oft genug ist der Penis eines Mannes an sich schon eine Komplikation. Ohne dass ich noch weiterer bedürfte, sobald er wieder fort ist. Ein Kondom für das, was jucken könnte. Eine Spirale für das, was schreien könnte. Sicher ist sicher. In den letzten zwei Jahren hatte ich so wenig Sex, dass sich eine dauer-

hafte Schutzbarriere nicht gelohnt hätte. Die Leute in der Antarktis nageln sich ja auch keine Fliegengitter an ihre Forschungsstation. Und arktisch war es in meinem Bett. Seit, aber nicht wegen Jonas. Die Schuld dafür lag einzig und allein bei mir.

Die Wahl für die heutige Abendgestaltung fiel also auf meinen besten Freund. So keusch wie die Steuererklärung, so charmant wie *Emily in Paris* – und den Rotwein hat er praktischerweise mitgebracht.

Max richtet sich auf und zuckt mit den Schultern, bevor er mich in eine Umarmung zieht. »Gib dem Rest der Welt auch mal eine Chance zu glänzen.«

Ich presse die Lippen aufeinander, als ich mich aus seiner Umarmung löse. Klar, er meint es nicht ernst. Max meint die wenigsten Dinge, die er sagt, ernst, aber gerade heute schlagen seine Worte unangenehm nah neben meinem Selbstwertgefühl ein.

Einsam.

Bitter.

»Tue ich doch. Nur weil ich mein Leben gern selbst in der Hand habe? Daran ist doch nichts falsch.«

Max hebt eine Augenbraue. »Ups. Was ist denn mit dir los?«

Ich schüttele den Kopf und setze ein Lächeln auf. »Schon okay. Gar nichts. Essen ist gleich fertig.«

Ich nehme den Wein mit in die Küche und hole zwei Gläser aus der Vitrine, die ich zusammen mit dem Korkenzieher und einem auffordernden Lächeln vor Max platziere. Er bekommt es gar nicht mit, denn er ist viel zu abgelenkt davon, Sir Slowfox zu begrüßen. Ganz ohne Groll und charmant wie ein Late-Night-Talkmaster schmiegt sich mein Kater in die Hände meines besten Freundes und schließt dabei sogar genüsslich die Augen.

Als Max sich schließlich auf einen der Barhocker an der Kücheninsel setzt, veranlasst das meine über Regeln erhabene Katze

nur, wieder auf selbiger Platz zu nehmen. Ganz kurz springt mein Blick zu Max' Fingern. Nein. Ebenfalls keine Bockwürstchen.

»Also, was gibt's Neues?« Ich wende mich dem Herd zu und vertraue darauf, dass die pure Nähe zum Wein und dem passenden Werkzeug, um auch an ihn heranzukommen, Max den richtigen Weg weisen werden.

»Ich gehe jetzt montags statt donnerstags zum Yoga. Irgendwie gefällt mir der Kurs besser.«

Ich angle eine Spaghetti aus dem Wasser. Jap, definitiv fertig. Noch eine Minute länger, und der Härtegrad des Kölner Leitungswassers übersteigt den der Nudel. Das sollten sie in die Zubereitungshinweise drucken.

»Wieso?«, frage ich ehrlich interessiert. Bei jedem anderen Mann würde ich zu fünfundneunzig Prozent davon ausgehen, dass sich das »besser gefallen« nicht auf den Kurs an sich bezieht, sondern eher auf die (meist weiblichen) Teilnehmerinnen. Aber nicht bei Max. Max ist wie der große Bruder der gesamten Weltbevölkerung. In einer Einkaufsstraße mit blinkenden Leuchtreklamen und anonymen Einzelhandelsketten wäre Max der kleine Gemischtwarenladen, der sich hartnäckig hält und den man immer erst dann sieht, wenn einem auffällt, dass man diese eine dringend benötigte Batterie nicht im Bose-Store findet.

»Humanere Uhrzeit, humanere Lehrerin. Ich meine, wer schafft denn bitte eine ›Happy-Baby-Pose‹ vor acht Uhr? Vorausgesetzt, dieser jemand ist kein Happy Baby mehr? Und ich würde argumentieren, das gilt für die meisten Menschen, die freiwillig zum Yoga gehen, sonst bräuchten sie ja nicht hingehen. Dann wären sie ja schon happy. Schätze ich. Also ...«

»Max«, unterbreche ich lachend seinen Redefluss und wuchte den Topf vom Herd rüber zur Spüle. »Atme. Vielleicht solltest du

mit dieser Yoga-Übung anfangen. Das lernt man da doch, oder? Richtiges Atmen?»

Mein Freund schnaubt, halb belustigt, halb resigniert. Er hat diese Angewohnheit, sich in seinen eigenen Gedanken zu verirren, während sie aus ihm herausfließen. Wie ein Brita-Filter, dessen Füllkapazität erreicht ist. Und genauso ungefiltert kommen Worte und Überlegungen dann eben oben aus ihm raus. Vielleicht passen wir deshalb so gut zueinander. Max ist das Wasser, ich die Aktivkohle.

»Ich weiß nicht, Rox. Irgendwie habe ich das Gefühl, die ›einbeinige Königstaube‹ ist auch nicht die Antwort auf meine Fragen.«

»Ich bin mir sicher, Sir Slowfox sieht das anders«, sage ich über die Schulter. Während ich mich der Pasta-Soße widme, wendet sich Max endlich von dem treulosen Vierbeiner ab und dem Wein zu. Ich höre, wie sich der Korken mit einem befriedigenden Ploppen löst. Das ist meine Art von ASMR.

»Was genau ist denn diese Woche noch einmal deine Frage?«

»Dieselbe wie letzte Woche.«

Das Gluckern des Weins, der in die bauchigen Gläser fließt, lenkt mich für eine Sekunde von der Pasta ab. Ich drehe mich zu Max um, hebe mein Glas und lasse es gegen seins klirren. Unter zerzausten dunkelbraunen Haaren wirft Max mir ein schiefes Grinsen zu. Er sieht gut aus, mein bester Freund, auf eine »Mädchenschwarm aus der 10. Klasse«-Art. Obwohl Max bereits dreiunddreißig ist, wirkt er immer noch wie der Junge, den Avril Lavigne vor zwanzig Jahren als »Skater Boi« besungen hat. Auf eine unwahrscheinliche Art sexy. Wie ein Saxofon. Man weiß immer, dass sie existieren, aber sie fallen einem nie auf, bis man sie in der richtigen Stimmung und Umgebung sieht. Und dann denkt man sich: »Ach, schau mal. Das wusste ich gar nicht, dass du auch so wirken

kannst.« So ist Max. Aber meistens ist er dann doch eher der Gemischtwarenladen.

Ich lege mir einen Finger ans Kinn und tippe. »Warte mal, war das ... die Frage, warum in der Mikrowelle nie die Suppe heiß wird, sondern immer nur die Suppenschüssel?«

Max verdreht die Augen und nimmt einen Schluck aus seinem Glas. »Das war vorletzte Woche.«

»Ach so, sorry, dann ... ob wir wirklich ins Weltall fliegen sollten, wenn unsere Ingenieure es nicht einmal schaffen, voll funktionstüchtige Pfandautomaten zu entwickeln?«

Max schüttelt bedächtig den Kopf. »Ich möchte dich wissen lassen, dass ich auf all diese existenziellen Fragen noch keine Antwort habe, aber nein, es ist eher ... Wo ist der Sinn in alledem hier?«

»Ach, so was Banales diesmal?« Ich winke ab und drehe mich wieder um, um unsere Pasta auf die Teller zu verteilen. Slowfox streicht begierig um meine Beine. Der Duft von Kohlenhydraten und Käse hat das Nachtragende aus seinem System getilgt, wie es sich für einen anständigen Amerikaner gehört.

»Ich meine es ernst, Rox. Ich bin dreiunddreißig, und ich habe keine Ziele. Keine Pläne. Wofür bin ich hier? Was soll ich tun? Ich komme überhaupt nicht vom Fleck, und all die Dinge, die ich will ... entgleiten mir ständig.«

Schwungvoll platziere ich die Pasta vor meinem Freund und schiebe mich auf den Barhocker neben ihm.

»Guten«, sage ich und nicke in Richtung seines Tellers, bevor ich mir ein paar Spaghetti auf die Gabel drehe. Denn ich weiß definitiv, wo der Sinn *nicht* zu finden ist: Darin, Max in diesen Gedanken zu bestärken. Kurz sieht er aus, als wolle er noch etwas sagen, schüttelt dann aber nur den Kopf und widmet sich seinem Dinner. Drei Minuten lang hört man nur das leise Klirren des Bestecks und das etwas weniger leise Maunzen von Slowfox, der sich angesichts

des Prachtmahls um mindestens fünfhundert Kilokalorien betrogen fühlt.

»Siehst du, wenn du auch mal Wein zum Abendessen mitbringen würdest, sähe das alles ganz anders aus«, sende ich ihm telepathisch zu, woraufhin sein Blick ganz eindeutig fünf Nuancen düsterer wird.

Ich werfe meine Haare über die Schulter und drehe mich zu Max. »Wie wäre es mal wieder mit einem Job?«

»Wie bitte?«, fragt er in einem Ton, als hätte ich gerade postuliert, er möge sich bitte beginnend ab Morgen nur noch steppend fortbewegen.

»Ein Job«, wiederhole ich zwischen zwei Bissen. »Du weißt schon, etwas, das dir Sinn und eine Aufgabe verleiht ... oder dich morgens aus dem Bett holt, wenn daran schon der ›Herabschauende Hund‹ scheitert.« Ich kaue. »Oder vielleicht ein echter Hund?«, füge ich meinen verspäteten Gedanken an.

Max schüttelt den Kopf. »Nein, das wird auch nicht die Lösung sein. Ich denke da eher an eine ›Wofür bin ich gemeint worden‹-Antwort. Im tiefsten Kern, wofür hat das Universum mich vorgesehen?«

»Frischi«, grinse ich und nutze den Spitznamen, den ich ihm bei unserem ersten Treffen verpasst habe. Denn auch damals schon konnte Max Fragen stellen wie andere Menschen Uhren. Immer irgendwie zu früh oder zu spät. Immer unangenehm. Aber auf eine Art notwendig. Er erinnerte mich an die Fragebögen von Max Frisch, und sein Vorname war natürlich das Tüpfelchen auf dem Philosophen-i. Aber in letzter Zeit sind seine Fragen existenzieller geworden. Was vor ein paar Jahren noch ein Scherz war, ein lustiger Spitzname, scheint sich jetzt zu einer selbsterfüllenden Prophezeiung zu entwickeln.

Max grinst nicht. »Fragst du dich so was nie?« Er schenkt mir

einen Gesichtsausdruck, der in mir sofort die Frage weckt, ob ich mich das fragen sollte.

»Nein.« Ich neige meinen Kopf in seine Richtung und füge mit einem Hauch Sarkasmus hinzu: »Ich habe ja einen Job.«

Max ist einer dieser Menschen, die man immer für Urban Legends hält und die das eigentlich auch sein sollten, damit der Rest von uns sich nicht absolut inadäquat fühlt. Er hat mit fünfundzwanzig eine App erfunden, sie mit achtundzwanzig für einen Haufen Kohle – ich habe nicht gefragt und will die genaue Summe auch gar nicht wissen – an ein Multimillionen-Dollar-Konglomerat verkauft und ist seitdem »zwischen Jobs«. Wobei ich mir nicht sicher bin, ob man *zwischen* etwas sein kann, wenn es nur einen Anfang gibt, aber kein Ende in Sicht ist. Ein Mac-User ist ja auch nicht »zwischen Microsoft-Phasen«.

»Wenn Arbeit die Antwort wäre, müsste mehr als die Hälfte der Menschen in Deutschland glücklich sein. Plus Kinder und Studenten. Und allein der Zuspruch zum Yogakurs beweist das Gegenteil. Ganz zu schweigen von all den Menschen mit Burn-out und Stresssymptomen, und hast du schon mal an die Menschen gedacht, die einfach keinen Job finden *können*? Sind die zu ewigem Unglück verdammt? Ich meine, das ist doch eine grausame Vorstellung ...«

Ich verdrehe die Augen und schiebe mir einen gehäuften Bissen in den Mund, den Fakt ignorierend, dass jede Gabel meinen Lauf morgen um gut und gerne einen Kilometer verlängern sollte.

»Was?« Max' Stimme ist plötzlich schärfer als der Pfeffer.

»Du tust es schon wieder«, ermahne ich.

»Ich bin eben nicht wie du, Roxy. Vielleicht solltest du das einfach mal in Betracht ziehen.«

Ich nicke zustimmend. »Tue ich. Deswegen habe ich dieses Gespräch ja auch nicht angefangen.«

Max lässt die Gabel sinken. »Okay, nach deiner Logik müsstest du der glücklichste und erfüllteste Mensch der Welt sein. Du arbeitest nonstop. Bist du das? Glücklich und erfüllt? Gibt es nichts, wonach du dich noch sehnst?«

Ich kaue nachdenklich auf meiner Pasta. Bin ich das? Meistens bleibt mir keine Zeit, um über so etwas nachzudenken. Und das macht mich schon einmal ziemlich glücklich. Ich mag meinen Job. Ich habe auch nichts gegen die langen Tage. Etwas weniger Verspannungen würden mich noch glücklicher machen, da bin ich sicher, aber sonst ... Meine Tage sind geregelt und geordnet. Ich bin von niemandem abhängig. Ich habe ein sicheres Einkommen, eine fantastische Wohnung, eine Karriere, Sir Slowfox. Bisher läuft alles nach Plan und, ja, das macht mich glücklich. Ich bin keine Person, die Spontaneität und Abenteuer sucht. Werde niemals jemand sein, der mit dem Rucksack durch Botswana reist, weil er den Nervenkitzel der Frage braucht, ob die nächste Stechmücke so beiläufig Malaria im Gepäck hat wie man selbst den Campingkocher.

»Was ist zum Beispiel mit einem Partner? Sehnst du dich nicht manchmal einfach nach jemandem, der dir Halt gibt?«

Ich presse die Kieferknochen aufeinander und lasse die Gabel sinken. Ganz plötzlich ist mein Appetit weg. Ganz im Gegenteil habe ich sogar das Gefühl, mich überfressen zu haben. So viel zu seiner Frage, ob ich erfüllt bin. Wenn schon nicht er- dann wenigstens ge-füllt. Verdammte Vorsilben. »Nein. Das weißt du doch.«

Max nickt nachdenklich. »Ich glaube, vielleicht liegt da die Antwort.«

»Glaube ich nicht.« Ich tausche die Gabel gegen das Weinglas. Fühlt sich genauso gut an meinen Lippen an. Fast noch besser. »Wenn du das mit dem Job nicht gelten lässt, lege ich mein Veto bei der Partner-Frage ein. Man muss für sich selbst glücklich sein.«

»Ich meine ja nur, dass es schön wäre, jemanden zu haben.«

»Es wäre auch schön, wenn Spinnen Fabeltiere und Einhörner real wären. Aber deswegen bin ich noch lange nicht unglücklich, weil es nicht so ist. Denn meistens ist es am Ende auch egal.«

Max gibt ein zischendes Geräusch von sich. »Mann, du bist heute echt noch ... pragmatischer als sonst. Stell dir mal vor, wie genial das wäre, wenn man morgens in der Dusche nicht von einer Spinne, sondern von einem Einhorn überrascht würde. Und würden die dann auch Netze spinnen ... wobei, nee ... einhornen vermutlich, oder ...«

»Valeria ist wieder da«, falle ich ihm ins Wort und starre auf meine Spaghetti, als würden sie weglaufen, sobald ich fortsehe.

»Oh«, sagt Max, »das erklärt das.«

»Was?«

Er wedelt mit der Hand vor meinem Gesicht. »Das.«

Ich nicke abgehakt und hebe mein Glas, nur um festzustellen, dass es leer ist. Ohne, dass ich etwas sagen muss, füllt Max mir nach.

»Und jetzt?«

Ich hebe eloquent die Schultern. »Ich weiß nicht. Gar nichts vermutlich. Wir werden uns irgendwie wieder zusammenraufen. Sie wird vergessen, dass sie mich als ›bitter‹ beschimpft hat, ich werde vergessen, wie naiv ihr Verhalten ist, und wenn ihre Entscheidungen am Ende doch dazu führen, dass sie enttäuscht wird, werde ich da sein und die Scherben aufsammeln.« Ich setze das Glas an und leere es fast bis zur Neige. »Wie immer.«

Max zieht mit. Als er eine Sekunde später zum Sprechen ansetzt, weiß ich, wieso. Er musste sich Mut antrinken. »Rox, denkst du nicht, dass du das etwas zu pessimistisch siehst? Ich meine, die beiden sind seit sechs Jahren zusammen und haben ein gemeinsames Kind.«

Diesmal greife ich selbst nach der Flasche. Ob ich damit mein

Glas auffülle oder versuche, ihm rationalen Menschenverstand in den Kopf zu hämmern, weiß ich noch nicht.

»Ach so, ja dann. Stimmt natürlich. Noch nie in der Geschichte der Menschheit haben sich zwei Menschen getrennt, wenn sie länger als die Dauer eines Master-Studiums zusammen waren und ein Kondom zum Platzen gebracht haben.« Ich entscheide mich für das Glas, fülle es angemessen und proste ihm zu. »Danke, dass du mich erinnerst.«

»Nicht alle Beziehungen zerbrechen.«

Wenn ich heute besonders »pragmatisch« bin, ist Max heute besonders »nett«. Wir wissen alle, »pragmatisch« heißt »scheiße«. Und »nett« sowieso. Ich weiß nicht, was los ist. Max war noch nie mein Co-Pilot bei Zynismus-Airways, sondern stets ein guter Flugbegleiter. Er überlässt mir gerne das Steuer, während er sich darum sorgt, dass an Bord niemand ernsthaft zu Schaden kommt. Aber heute habe ich das Gefühl, er ist im Streik. Was so kurz vor den Herbstferien wirklich ungünstig fürs Geschäft ist.

Als ich stumm bleibe, atmet Max aus und hebt die Hände. »Ich weiß, dass du hier deine Meinung hast, aber ...«

»Es ist wohl ein wenig mehr als eine Meinung.«

»Aber«, wiederholt Max und schafft es, gleichzeitig ruhiger und lauter zu klingen, »du bist einfach sehr gut darin, allein klarzukommen. Das ist gut. Darauf kannst du stolz sein. Nur ist das nicht für alle das Richtige.«

Einsam.

Bitter.

»Ich bin gar nicht einsam«, sage ich, etwas leiser und weniger enthusiastisch als noch vor wenigen Sekunden. Noch ein Schluck aus meinem Glas.

»Ich habe gesagt, ›allein‹, nicht ›einsam‹«, korrigiert er sanft.

»Auch nicht. Ich habe dich. Für Pasta und Wein und Gesprä-

che.« Schluck. »Und Jonas. Falls mal was kaputtgeht, von dem die YouTube-Tutorial-Armada noch nichts gehört hat.«

Jonas. Mein Ex. Aber er ist schon so lange mein Ex, dass er diesen Status eigentlich bereits wieder verloren hat. So wie eine Tasse heißer Tee, an der man sich anfangs die Zunge verbrüht. Dann vergisst man sie für eine Weile, und wenn man sie wieder entdeckt, ist es eigentlich wieder Wasser, nur mit einem neuen Beigeschmack. So sind Jonas und ich. Alter Tee in neuen Tassen.

»Und dieser Typ aus deinem Büro«, ergänzt Max. »Was ist mit dem?«

Großer Schluck!

»Dorian van Doornick«, sage ich und frage mich gleichzeitig, wieso ich fast immer seinen gesamten Namen ausspreche und denke. Es ist wie bei Angela Merkel. Nur den Vornamen zu nennen, kommt mir irgendwie falsch vor. »Ich arbeite daran«, sage ich mit Nachdruck und lasse das Glas sinken. Mit einiger Mühe klebe ich mir ein Lächeln ins Gesicht. »Siehst du, ich habe einen Mann für Freundschaft, einen für Wasserleitungen und einen für meine Leitungen ... bald. Was brauche ich mehr?«

Max sieht mich an, als wäre ich eine Zeitreisende aus den 2000ern, die gerade gefragt hat, wann Las Ketchup nun endlich ihren großen Durchbruch feiern.

Mein Atem bildet kleine rauchige Wölkchen vor meinem Mund. Ich wette, selbst in dieser gasförmigen Variante hat er noch so viel Alkohol zu bieten, dass eine Abschlussklasse sich damit mühelos den Stoff für die Abiklausuren aus dem Schädel blasen könnte. Jeder Schritt schmettert durch meine Knochen hinauf in meinen Kopf und lässt ihn schmerzhaft vibrieren. Als wäre ich eine riesige Stimmgabel. Eine verkaterte und deshalb mächtig verstimzte Stimmgabel. Und das trotz der so großartig angepriesenen, mehrfach gedämpften Laufschuhe mit Geleinlagen. Davon merke ich gerade mal so gar nichts.

Der Wein war gestern Abend schneller zu Ende, als ich mich beruhigen konnte – die erste Flasche. Die zweite auch. Anscheinend gab es auch noch eine dritte. Zumindest habe ich diese unheiligen drei Könige heute Morgen in trauter Dreisamkeit auf der Kücheninsel vorgefunden. Aber irgendwann zwischen Max und meiner gloriosen Darbietung von »Rewrite the Stars« (mit zwei Suppenlöffeln als Mikros) und dem Ende besagter letzter Flasche bin ich auf der Couch in eine komfortable Horizontale geglitten. Und dort bin ich geblieben. Bis Sir Slowfox sich heute Nacht gegen drei Uhr auf mein Gesicht gesetzt hat. Die pelzige Zunge könnte also auch daher kommen ...

Ich hasse es, auf der Couch einzuschlafen. Wenn ich auf der Couch einschlafe, oder eher gesagt, wenn ich auf der Couch aufwache, wache ich nicht einfach auf. Nein. Ich krache in den Wachzustand wie ein Kind, das beim Absprung vom Fünfmerturm stol-

pert. Dieses Erwachen ist wie eine Mischung aus orientierungsloser Panikattacke, existenzieller Krise und bodenloser Scham vor mir selbst. Geschunden und reumütig krieche ich jedes einzelne Mal doch noch ins Bett, als könnten die zwei Stunden, die mir noch bleiben, den Nacken wieder einrenken und die Nacht ungeschehen machen.

Meine Tracking-App zeigt mir drei vollendete Kilometer an. Ich versuche, das Tempo ein wenig zu steigern, schaffe selbiges aber nur mit wachsenden Kopfschmerzen. Stöhnend verlangsame ich meine Schritte wieder in einen seichten Trab. Sieht so aus, als würde ich heute später anfangen zu arbeiten.

Eine Nachricht von Valeria – und das ist das Ergebnis. Sie ist seit zwei Sekunden wieder im Land, und schon merke ich, wie mir die Kontrolle entgleitet. Ich trinke mehr, als ich sollte. Generell, aber definitiv an einem Donnerstagabend. Ich *singe*. Und am Ende setzt sich jemand auf mein Gesicht. Wenn überhaupt sollte es andersherum sein. Und auch das bitte nicht mit einem Tier als Gegenpart.

Was mich daran am meisten stört? Val würde diese Dinge lieben! Sie würde mich dafür feiern, dass ich an einem Freitagmorgen um sechs Uhr so verkatert bin wie ein Seemann bei Landgang – und mich fühle wie eine Landratte bei Seegang! Sie würde es als Zeichen werten, dass ich endlich gelernt habe, Spaß zu haben und das Leben einfach fließen zu lassen. Sie würde ...

Eine leichte Welle der Übelkeit überkommt mich. Keuchend bleibe ich stehen und stütze mich auf meinen Knien ab. Einatmen, ausatmen. Ich schlucke so hart, dass mein Kehlkopf gegen die Innenwände meines Halses schabt. Die Säure in meinem Mund zieht sich quälend langsam zurück und hinterlässt einen metallischen Geschmack. Mit geschlossenen Augen richte ich mich wieder auf und nestele das Handy aus meiner Bauchtasche.

»It only works, if you work it«, rede ich mir selbst beruhigend zu. Den Spruch habe ich mal irgendwo aufgeschnappt und sofort beschlossen, dass ich ihn mir gerne auf ein T-Shirt drucken lassen würde. Nichts verschwindet einfach so, nichts wird von allein besser. Offenbar nicht dieser Kater und definitiv nicht die Nachricht von Valeria. Wenn ich genau überlege, war das, glaube ich, ein Spruch der Anonymen Alkoholiker. Aber, na ja, wenn es hilft ...

Meine Beine zittern immer noch. So wird das nichts. Ich werde diese Laufrunde heute für beendet erklären. Direkt am Rand des Parks gibt es einen Bäcker, der eigentlich schon geöffnet haben müsste. Vielleicht bringt mich ja ein Kaffee weiter, wenn meine Beine es schon nicht tun.

Zehn Minuten später trete ich zurück ins Freie. Einen dampfenden Kaffeebecher in der einen, mein Handy immer noch in der anderen Hand. Am Himmel zeigen sich langsam erste zartrosa Pastellstreifen. Als würde das Licht auslaufen und die Dunkelheit der Nacht verdrängen. Es könnte ein schöner Tag werden. Es *sollte* ein schöner Tag werden. Mein Frauenarzttermin sollte das Unangenehmste heute sein. Und nicht mein Handy. Nicht meine Gedanken. Nicht mein Kopf. Ich atme ein letztes Mal tief durch, dann scrolle ich durch meine Kontakte, bis ich bei einem bestimmten verharre. Ich will nicht. Anrufen. Hören, was sie zu sagen hat. Generell telefonieren. Will ich alles nicht. Trotzdem klicke ich auf das grüne Hörsymbol.

»Roxana?«

Die belegte Stimme ist so leise, dass ich sie kaum höre. Fuck! Mist! Es ist erst kurz vor sieben! Ich habe den verdammten Himmel doch vorhin noch betrachtet!

»Habe ich dich geweckt?«, frage ich zerknirscht. Ich hätte nicht